

die Lieblings Speisen des Verstorbenen unter die Theilnehmer des Todtenmahles vertheilt. Trinkt der Landmann bei dieser Gelegenheit, so läßt er einige Tropfen zur Erde fallen, das ist er opfert sie den Todten (libatio).

Am Samstag vor Pfingsten (subota pomerszych, prowidná) werden hierlands die Grabkreuze mit Kränzen geschmückt und auf den Grabhügeln Kerzen angezündet, worauf der Priester über jedem Grabe Gebete für die Todten verrichtet.

Die Trauer nach einem theueren Verbliebenen dauert in der Regel ein Jahr, mindestens jedoch sechs Wochen im Rokmaner Bezirke. Will aber ein Mädchen nach Ablauf dieser sechs Wochen tanzen, so „kauft es sich von der Trauer los“ (wukupjujesja), indem es auf den Tanzboden einiges Kleingeld wirft.

Das Weltende (konec swita) schließlich stellt sich der Bukowiner Ruthene folgendermaßen vor: Zunächst werden viele blutige Kriege (wojny), Hungersnoth (hólod) und Heuschreckenschwärme (sarancza) die Erde heimsuchen, Vögel mit eisernen Schnäbeln werden erscheinen und allen Lebenden die Augen aushacken; ein riesiger Auerochs (hujwol) wird alles Wasser der Flüsse und Teiche austrinken und die Wiesen und Felder abweiden. Darnach wird die Erde sieben Klafter tief brennen und ein Sturm auf der ganzen Erde tosen, der drei Erdhügel in die Josaphatebene zusammenwehen wird. Dann erst wird Christus erscheinen, um auf jenen Hügeln das große Weltgericht zu halten. Während aber das Urtheil über die Ungerechten gesprochen werden wird, wird die heilige Gottesmutter in tiefen Schlaf versenkt liegen, damit durch ihre warmen Fürbitten der Lauf der ewigen Gerechtigkeit nicht gehemmt werde.

Die Huzulen.

Den Ruthenen im engeren Sinne oder, wie sie sich selbst nennen, den Rusnaken, sind die Huzulen engverwand. In Sprache und Sitte stehen sie ihnen sehr nahe, und deshalb sind sie, wie dies auch die Behörden zu thun pflegen, den Ruthenen im weiteren Sinne zuzuzählen, welche außer ihnen und den bereits geschilderten Rusnaken bekanntlich auch noch andere, einander überaus nahe verwandte Zweige umfassen. Von den galizischen Huzulen werden jene in der Bukowina durch das Thal des Czeremosz, des weißen Czeremosz und des Perkalabbaches geschieden; doch stehen sie einander sehr nahe. Das stärkste Unterscheidungsmerkmal ist wohl das verschiedene Religionsbekenntniß; während nämlich die Huzulen Galiziens griechisch-katholisch sind, gehören diejenigen der Bukowina fast ausschließlich der griechisch-orientalischen Kirche an. Doch auch in Sitten, Kleidung und Sprache machen sich einzelne Unterschiede bemerkbar. So wird der nationale Rock der huzulischen Frauen in Galizien aus zwei Schürzen gebildet, während die Huzulin in der

Bukowina bloß eine breitere Schürze rings um den Leib schlingt; auch der merkwürdige galizische Frauenmantel, die „guglia“, ist in der Bukowina nicht zu finden, und wird hier durch einen gewöhnlichen Mantel vertreten. Bezüglich der Sprache ist zu bemerken, daß jene der bukowiner Huzulen reicher an romanischen Elementen ist, als die der galizischen; diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem Verkehre mit den rumänischen Anwohnern. Von der oben angeführten Westgrenze bewohnen nämlich die Huzulen das Bergland der Bukowina bis in das große Sereththal, wo ihre Nachbarn im Hügellande die stammverwandten Rusnaken sind. Ferner besiedeln sie das obere Suczawathal bis Frassin, woselbst das k. k. Gestüt sie scharf von den weiter thalabwärts wohnenden Rumänen scheidet. Weiter südwärts zieht sich ihre Grenze gegen die Rumänen am linken Ufer des Brodinabaches. Es ist bezeichnend, daß ein rechter Zufluß des genannten Baches, die kleine Brodina, den rumänisch ausklingenden Namen Brodinoara führt, ein linker Zufluß aber mit dem rein slavischen Namen Czorny potok, das heißt der schwarze Bach, bezeichnet wird. Auf dem Berge Heppa, welcher sich im Winkel zwischen dem linken Ufer der Brodina und dem Suczawaflusse erhebt, findet man bei den Huzulen bereits dieselben Gebräuche und Volksüberlieferungen, wie sie in anderen Theilen des Gebirges bekannt sind. Weiter südwärts wohnen die Huzulen jenseits der Wasserscheide der Brodina im Thale der Moldawika in Ardzel und Ruß-Moldawika, ferner jenseits der Wasserscheide der oberen Quellbäche der Suczawa im Moldawathale bis Briaza, endlich im Südwesten bis Kirlibaba im Bistrizthale. Getrennt von der Masse ihrer Stammesbrüder wohnen Huzulen auch noch im Thale der Sucha, eines südlichen Zuflusses der Moldawa.

Die bukowiner Huzulen wohnen somit durchaus im Gebirge; im Osten und Südosten sind sie durch die Rumänen vom Hügellande völlig abgeschlossen. Daher weisen die Huzulen alle Eigenthümlichkeiten auf, welche den Gebirgsbewohnern eigen zu sein pflegen. Sie sind, insofern übermäßiger Branntweingenuß oder ausschweifender Lebenswandel nicht entnervend einwirkte, kräftiger und selbstbewußter als die Bewohner des Hügellandes; die alten Sitten bewahren sie überaus treu, so daß z. B. bei ihnen sich noch deutliche Überreste der altslavischen Hausgenossenschaft finden. Die reiche Fülle ihres Aberglaubens, ferner ihrer Mythen und Sagen, ebenso der Räthsel und Sprichwörter legt Zeugnis ab von einer lebhaften Phantasie; und wenn auch die Liebe zum Gesange nicht sehr entwickelt ist, so zeigen die Huzulen im Dichten kleiner Lieder und in der Handhabung ihrer Blasinstrumente, vorzüglich des langen Alphorns, der Trembita, nicht geringes Geschick. Der Aufenthalt im Gebirge hat auch einzelne merkwürdige Einrichtungen und manche Eigenthümlichkeit in Sitten und Anschauungen gegenüber den stammverwandten Hügelländern hervorgerufen.

Einige dieser charakteristischen Züge mögen hier Erwähnung finden. So vor Allem die überaus weitgehende Gastfreundschaft, welche der Huzule jedermann zu Theil werden

läßt, der sein Gehöfte betritt, und welche die Haupttugend dieses Völkchens ist. Daneben muß aber auch sofort ihre größte Schwäche, die lose sittliche Anschauung, genannt werden, welche ebenfalls eine Folge der eigenthümlichen Verhältnisse des Gebirges ist. Auch der Umstand, daß die Huzulen gegenüber den verwandten Kusnaken des Hügellandes, welche sich vorzüglich des Wagens bedienen, gewandte Reiter sind, erklärt sich aus der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze. Die weiten Entfernungen, welche er oft in die nächste Stadt oder auch schon



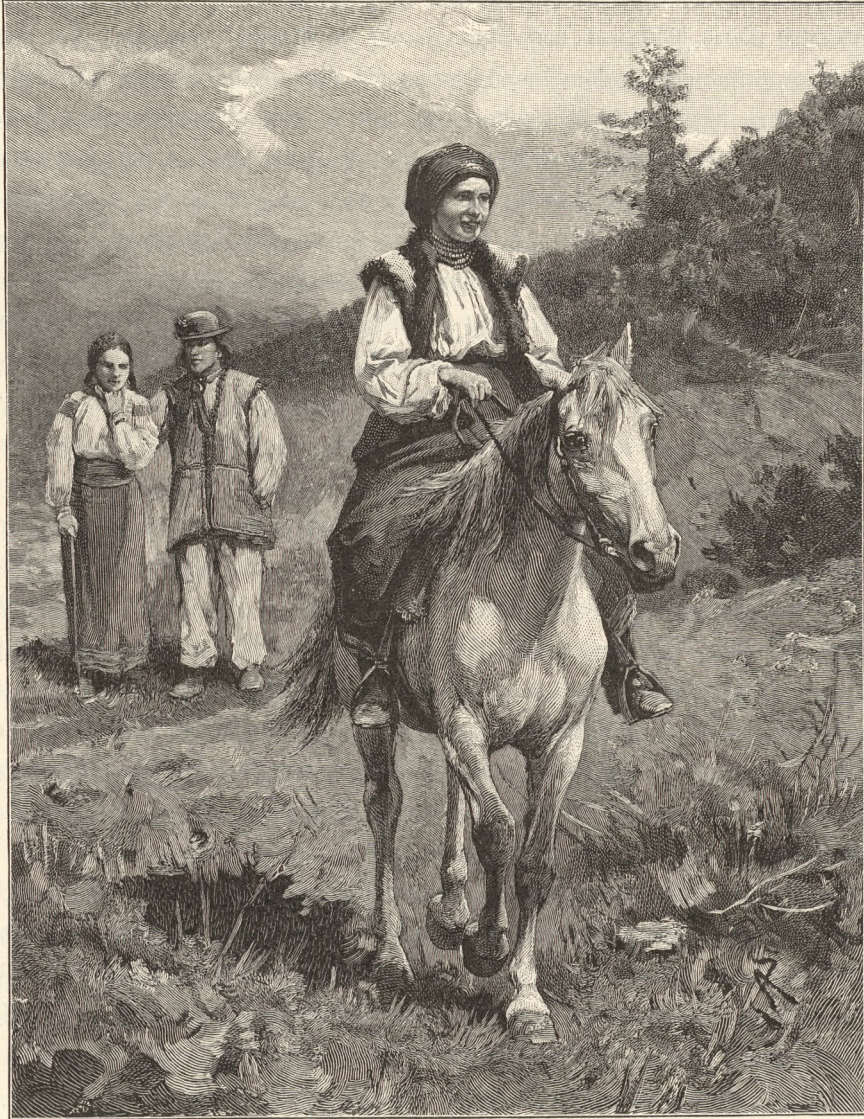
Huzulen aus dem oberen Moldawathal.

in das nächste Dorf, zur Kirche, zum Gericht zurückzulegen hat, nöthigen ihn, auf ein rasches Fortkommen bedacht zu sein; für Wagen sind aber auch jetzt noch zahlreiche Thäler nicht fahrbar und vor nicht allzulanger Zeit waren Fahrstraßen in diesem Gebirgstheile überhaupt nur sehr selten. Es entspricht also durchaus den natürlichen Verhältnissen, wenn die Huzulen ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters gute Reiter sind und das Pferd hoch schätzen. Ihre kleinen, aber ausdauernden und tüchtigen Pferde, die nach ihnen „Huzulen“ genannt werden, erfreuen sich übrigens auch über die Grenzen ihrer Heimat eines guten Rufes. Bezeichnend ist ein Sprichwort, welches das Pferd geradezu in eine

Parallele mit dem Menschen stellt. Will nämlich der Huzule das deutsche Sprichwort „Irrer ist menschlich“ zum Ausdruck bringen, so sagt er: „Das Pferd hat vier Füße und stolpert; soll da der Mensch, der nur zwei hat, nicht stolpern?“ Zu den merkwürdigsten Einrichtungen, welche durch die Verhältnisse im Gebirge geschaffen wurden, zählt ferner vor Allem noch das System der sogenannten *hodowanci*. Alte, meist familienlose Huzulen nehmen nämlich oft selbständige und wohlhabende Wirthsleute unter der Bedingung an Sohnesstatt an, daß diese die Adoptiveltern bis zum Tode pflegen und schließlich standesgemäß beerdigen, wofür ihnen das Vermögen derselben zufällt. Zu solchen „Adoptivkindern“ wählt man nicht selten Juden, weil vorausgesetzt wird, daß diese die übernommenen Verpflichtungen im eigenen Interesse einhalten werden; mit Verwandten tritt man dagegen höchst selten in ein derartiges Verhältniß, weil von diesen, die ohnedies erberechtigt zu sein glauben, die Einhaltung der Vertragspunkte nicht erwartet wird. Es ist übrigens klar, daß das Verhältniß zwischen dieser Art von Adoptiveltern und Adoptivkindern im Vergleiche zu unseren gewöhnlichen Anschauungen geradezu ein verkehrtes ist. Der Adoptirte ist eigentlich der Ernährer und die Adoptirenden sind die Pflinglinge. Trotzdem sprechen die Adoptirten die sie Adoptirenden mit „Väterchen, Mütterchen“ an und werden von diesen mit „Söhnchen“ angeredet. Zuweilen werden übrigens zwei „*hodowanci*“ angenommen, und zwar mitunter ein Huzule und ein Jude. Auch geschieht es in einzelnen Fällen, daß die Pfliegeeltern dem „Adoptivkinde“ die Nutznießung der Wirthschaft schon bei Lebzeiten übertragen. Die Verträge, welche diesen Adoptionen oder Adrogationen stets zu Grunde liegen, werden in der Regel schriftlich, seltener mündlich vor Zeugen abgeschlossen. Hält der „*hodowancy*“ seine Verpflichtungen nicht ein, so kann der Vertrag aufgehoben werden. Die Entwicklung dieser eigenthümlichen Einrichtung erklärt sich leicht aus den Lebensverhältnissen im Gebirge, die insbesondere alten vereinsamten Leuten unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Mit dem Schwinden dieser mißlichen Verhältnisse infolge der fortschreitenden Cultur und dem gleichzeitig wachsenden Werthe des Grundbesitzes beginnt in manchen Gegenden diese Institution bereits abzukommen.

Es ist selbstverständlich, daß das Gebirge auch auf die anderen Lebensverhältnisse, besonders auf Kleidung und Beschäftigung, mannigfaltigen Einfluß äußert. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal in der Tracht der Huzulen gegenüber derjenigen des Hügelländers ist die Kürze seines ärmellosen Pelzes und des darüber getragenen Mantels; dies entspricht offenbar den Bedürfnissen des Gebirgsbewohners. Nur bei besonderen festlichen Anlässen, z. B. der Trauung, ferner bei anhaltendem Regenwetter und strenger Kälte wird über den kurzen Mantel auch noch ein langer umgeworfen. Dieser zweite Mantel entspricht dem Bedürfnisse nach wärmerer Kleidung im Gebirge. Auch die wollenen Frauenhojen, welche aus zwei getrennten Stücken bestehen und unter dem auch bei den Kusnaken und Rumänen

üblichen Schürzenrocke im Winter getragen werden, verdanken ihr Entstehen den Bedürfnissen der Gebirgsbewohner; im Hügellande findet man dieselben nirgends unter der Landbevölkerung. Übrigens gleicht die huzulische Tracht in vielen Stücken derjenigen ihrer



Huzulen in Sommerkleidung am Werktag.

Nachbarn, nur ist sie durchaus farbenprächtiger, reicher und malerischer. Die Hausindustrie hat hier in ihren gelungenen Stickereien, den mit bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit hergestellten Taschen, die bald aus Leder und Metall, bald wieder aus mit unechtem Gold-

und Silberdraht durchzogenem Gewebe angefertigt sind, ihr Bestes geleistet; nicht zu vergessen sind die mit Metall und Horn eingelegten und mit schönen Ornamenten versehenen Gehstöcke, deren es drei verschiedene Formen gibt. Vom Mantel bis zum Pfeifenstierer des Mannes und der Spinnwirtel des Weibes legt jedes Stück Zeugniß ab von der Geschicklichkeit dieses Völkchens und seiner Freude an Schmuck und Zier. Der Händler liefert den Huzulen nur verhältnißmäßig wenig für ihren Hausrath und ihre Kleidung. Ermöglicht wird diesen Gebirgsbewohnern die zeitraubende Herstellung ihrer Bedarfsgegenstände durch den Umstand, daß sie verhältnißmäßig über sehr viele freie Zeit verfügen. Besonders die häusliche Thätigkeit der Frauen ist eine geringfügige. Da der Garten- und Feldbau ein sehr beschränkter ist und die innere Hausarbeit, insbesondere das Kochen, ebenfalls nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, die Viehzucht aber zum großen Theile Beschäftigung des Mannes ist, so erübrigt dem Weibe sehr viele Zeit für hausindustrielle Arbeiten; nur zur Zeit der Heumahd sind alle Hände vollauf beschäftigt. Auch die Männer liefern mannigfaltige Erzeugnisse des häuslichen Fleißes; sie sind Kürschner, Weber, Metallarbeiter, Bötticher, überaus gewandte Schnitzer und dergleichen. In früherer Zeit warf auch die Jagd und Fischerei manchen Verdienst ab; gegenwärtig gehört zu ihren lohnendsten Arbeiten die Beschäftigung in den Holzschlägen und das Holzflößen, in dem die Huzulen Meister sind. Vor allem aber sind die Huzulen Viehzüchter. Die Herden bilden den wichtigsten Bestandtheil ihres Besitzes. Nach der Anzahl der Kinder, Pferde und Schafe, ferner der Ziegen und Schweine schätzen sie ihr Vermögen; auf die Ausdehnung des Grundbesitzes wird dagegen weniger Rücksicht genommen, weil derselbe von verhältnißmäßig geringem Werthe ist. So wurde zur Zeit, da die Gemeindeauschüsse die Steuerbeträge an die einzelnen Insassen vertheilten, die Höhe derselben nicht nach dem Grundbesitze, sondern nach dem Viehstand bemessen. Wer wenig oder gar kein Vieh hat, ist arm. Aus dem jährlichen Zuwachs an Viehstücken wird gewöhnlich nur derjenige Theil verkauft, zu dessen Ernährung die zur Verfügung stehenden Wiesen und Weiden nicht hinreichen. Im Sommer des Jahres 1895 geschah es, daß ein Huzule auf der Alme Jarowiga bei Szopot Kamerale an der Suczawa sich das Leben nahm, weil er nicht genügendes Futter für sein Vieh hatte. Fürwahr ein bezeichnendes Selbstmordmotiv für einen Huzulen! Mit Hinsicht auf den Charakter der Huzulen als Viehzüchter ist es erklärlich, weshalb in ihren sprichwörtlichen Redensarten mit Vorliebe der Hausthiere Erwähnung geschieht. Eine derartige Redensart haben wir schon oben kennen gelernt. Hier mögen noch einige andere angeführt werden. Um anzudeuten, daß die Handlungsweise eines Menschen dem von ihm vorausgesetzten Charakter entspricht, heißt es: „Wie der Stier gewohnt ist, so brüllt er.“ Unser Sprichwort „Leben und leben lassen“ umschreibt der Huzule folgendermaßen: „Sowohl die Ziege ist ganz, als auch der Wolf nicht hungrig.“ Um auszudrücken, daß

einem Reichen alles gelingt, dient die Redensart: „Der Hahn legt ihm Eier und der Stier wirft ihm ein Kalb.“ Um anzudeuten, daß man Beschäftigung, Verdienst sucht, daß man seiner gewohnten Arbeit nachgeht und dergleichen, wird gesagt: „Die Henne scharrt, damit sie etwas ausscharre.“ Schließlich heißt es über die Hartnäckigkeit der Weiber: „Leichter ist's von einer milchlosen Kuh Milch zu erhalten, als von einer Hexe die Wahrheit zu erfahren.“ Anknüpfend an die letztere Redensart mag bemerkt werden, daß es ähnlicher die Frauen herabsetzender Sprichwörter eine ganze Reihe gibt, und daß das Weib bei den Huzulen überhaupt nur eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt.

Die Viehzucht im Gebirge ist im Großen und Ganzen eine Nomadenwirthschaft. Der Auftrieb auf die Almen findet im Juni statt, wenn der Schnee geschmolzen ist. Die Armen übergeben ihre Viehstücke den Reicheren zur Obhut und Pflege; auch aus dem Hügellande führen ihnen die Landleute ihre Herden zu. Die Milchwirthschaft auf den Almen wird nur von Männern betrieben. Von dem großen Schafhunde und dem Pferde begleitet, das die nöthigen Geräthe und den Sack mit Kukuruzmehl für die Kulejscha (dicker Brei) auf dem Rücken führt, zieht der Senne unter den Glückwünschen der Seinen mit den Herden auf die Hochwiesen. Auch sein langes Alphorn, die Trembita, vergißt er nicht daheim; mit ihren langgezogenen Tönen pflegt er den seiner Alme sich nahenden Wanderer schon aus der Ferne zu begrüßen. Sobald die Hirten mit ihren Herden auf den Bergwiesen angelangt sind, wird zunächst das sogenannte lebendige Feuer angefacht. Zu diesem Zwecke wird ein Holzstück an einem Ende mit einem Spalt versehen und in denselben ein Zündschwamm geklemmt. Durch starkes Reiben an einem anderen Holze wird dann der Schwamm zum Glühen gebracht und mittels desselben das Feuer in der Sennhütte angezündet. Dasselbe darf bis zum Abtreiben der Herden nicht verlöschen; würde dieses geschehen, so sähe man darin ein böses Vorzeichen für den Besitzer der Alme. Über die Asche des Feuers treibt man aber die Viehstücke, um sie gegen böse Mächte und jeden Zauber zu schützen. Besonders viel hat das Vieh durch die „bösen Blicke“ neidischer und schlechter Menschen zu leiden; um es dagegen zu schützen, bindet man, besonders den schönen Thieren, rothe Bänder um den Hals und an den Schweif. Ist sich ein Viehbesitzer oder ein Hirt bewußt, daß er einen „bösen Blick“ habe, so ertheilt er einem seiner Hausgenossen den Auftrag, ihn insgeheim Teufel oder Räuber zu schimpfen, sobald er sich dem Vieh nähert; dies soll die Wirkung des bösen Blickes aufheben. Viel Leid thun vor Allem aber die Hexen den Kühen an. Sie verstehen es auf mannigfaltige Weise fremden Kühen die Milch zu nehmen und sich dieselbe anzueignen. So führen die Hexen Beutel mit sich, in welchen sich die Milch von den Kühen ansammelt, welche sie mit ihrem bösen Blick behexen. Der Beutel wird sodann mit einer Zauberschmür zugebunden und bleibt zum Gebrauche der Hexe stets mit der Milch gefüllt, welche die verzauberten Kühe verloren.

Ein anderes Mittel besteht darin, daß die Hexe an der Stelle, wo die Kühe gewöhnlich gemolken werden, eine Kuh aus Holz anfertigt und das bei dieser Arbeit verwendete Messer in den Boden steckt. Den Kühen ist nun die Milch „wie mit einem Messer abgeschnitten“; der Hexe gibt aber die hölzerne Kuh die Milch aller Kühe, die an jenem Orte gemolken wurden. Ebenso können übrigens die Hexen, abgesehen von vielen anderen Mitteln, aus den Thürpfosten, einer Bank oder einer Ölpresse Milch gewinnen. Besonders an gewissen Tagen des Jahres ist die Macht der Hexen und bösen Geister über das Vieh sehr groß; wir werden dieselben sofort bei der Schilderung des huzulischen Festkalenders kennen lernen. Hier sei nur noch erwähnt, daß die Huzulen besondere Feste feiern, um die Raubthiere, besonders die Wölfe und die von ihnen allgemein für giftig gehaltenen Wiesel, für ihre Herden versöhnlich zu stimmen.

An den Festkalender der Huzulen knüpft sich der wichtigste und merkwürdigste Theil ihrer Volksüberlieferung. Vor Allem weist das Weihnachtsfest, diese uralte Feier der geheimnißvollen Wiedergeburt alles Lebens, eine Fülle uralter Gebräuche auf. Das Stroh, welches die Huzulen unter das Tischtuch des Weihnachtstisches legen, um dasselbe drei Tage nachher als den „Did“, das heißt den „Alten“, vor dem Hause zu verbrennen, versinnbildet den bösen Winter; seine Herrschaft ist nach dem kürzesten Tage des Jahres gebrochen und mit der wiederkehrenden Sonne, die fortan immer größere Bögen beschreibt, kehrt auch neue Hoffnung für die Zukunft wieder. Das lebendige Feuer, welches am Weihnachtsabend auf ähnliche Weise, wie dies in den Sennhütten zu geschehen pflegt, angefacht wird, und wenigstens durch die ganze Nacht, mitunter aber bis zum heiligen Dreikönigstage ohne Unterbrechung unterhalten wird, ist das schönste Sinnbild der neubelebten Sonnenwärme. Und wie zur Zeit dieses Festes, an das die christliche Kirche so sinnreich die Feier der Geburt Christi geknüpft hat, die Erneuerung alles Lebens geheimnißvoll vor sich geht, so wohnt demselben auch etwas Ahnungsvolles inne; keine Zeit ist so geeignet die Zukunft zu enthüllen, wie der Weihnachtsabend. Der Hausvater stellt Drakel an, wie die Wirthschaft im folgenden Jahre gerathen werde; so wirft er z. B. einen Löffel voll Weizenbrot gegen die Decke, und schließt aus der Anzahl der an derselben haften gebliebenen Körner auf sein Glück in der Bienenzucht. Damit der Hagel im folgenden Sommer die Saaten nicht vernichte, wird er an diesem Abend auf merkwürdige Art beschworen und zum Weihnachtstisch als Gast geladen; das Mädchen erforscht ihr künftiges Liebesglück in oft höchst phantastischer Weise. Ganz merkwürdig ist es auch, wie in dieser heiligen Nacht die guten und bösen Mächte noch mit einander ringen. Die Brunnen fließen um Mitternacht voll Wein, aber ebenso ist alle Welt erfüllt von bösen Geistern, die den Menschen und Thieren Schaden zuzufügen suchen. Wer vergessen hat, zauberkräftigen Knoblauch an die Thürverschlüsse der Stallungen zu befestigen und das Rückgrat der



Gruppiengruppe mit einem Alpenhornbläser.

Thiere mit demselben zu bestreichen, dem schleicht sich der Böse ins Haus und reitet und springt so ungestüm auf den Thieren umher, daß diese vor Ermüdung noch in derselben Nacht zu Grunde gehen oder doch sehr abmagern. Aber auch die auf das Weihnachtsfest folgenden Tage sind durch zahlreiche Gebräuche ausgezeichnet. Es währt mehrere Tage bis die Bögen der wiederkehrenden Sonne merklich größer werden, und deshalb dauert auch die Feier dieser Wiederkehr zwölf Tage, nämlich von der Weihnacht bis zum Dreikönigsfest. Es ist schon bemerkt worden, daß in manchen Gegenden das lebendige Feuer durch alle diese Tage erhalten wird. Anderwärts darf man von Weihnachten bis zum Dreikönigstage draußen nicht essen, damit die Mäuse nicht die Saaten verzehren und die Getreidevorräthe schädigen. Besonders die Neujahrsnacht ist während dieses Zeitraumes der Wunder voll. In derselben sprechen, wie übrigens auch in der Weihnacht, die Thiere; nur darf man ihr Gespräch nicht belauschen, weil man sonst sterben könnte. Ferner brennen in dieser Nacht die verborgenen Schätze und reinigen sich hiedurch. Man muß an der Stelle, wo die Flammen erschienen sind, Pflöcke einschlagen, damit man im Frühjahr nachgraben könne. Auch sucht man an diesem Tage durch verschiedene Mittel die Zukunft zu erforschen. Um z. B. zu erfahren, wer übers Jahr an diesem Feste noch leben und wer bis dahin mit Tod abgehen werde, füllt man eine Schüssel mit Asche und zieht durch diese eine breite tiefe Furche. Rechts und links von derselben werden zwei Späne hineingesteckt, von denen der eine den Pfarrer, der andere den Kirchenjänger versümmildet. Ebenso wird für jede anwesende Person zu einer Seite der Furche, die gleichsam das Grab vorstellt, ein Span in die Asche gestoßen. Diese Hölzchen werden sodann angezündet und man achtet darauf, wohin die Asche der verglimmenden Kohlen fällt. Sinkt sie in die Furche, so stirbt die betreffende Person bis zum nächsten Neujahrstage; fällt sie seitwärts von der Furche, so bleibt der Mensch am Leben. Am Dreikönigstage findet wie anderwärts bei den orientalischen Christen die große Wasserweihe statt. Durch zwei Wochen nach diesem Feste ist daher alles Wasser geweiht, und man darf an den Bächen und Flüssen keine Wäsche waschen. Da auch die Erde geweiht ist, so ziehen in der Nacht nach dem Feste alle bösen Geister, wie auch die Seelen der Ertrunkenen, die sonst im Schoße der Erde weilen, unstät über dieser umher; auch die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder flattern durch die Lüfte und bitten um die Taufe.

Ebenso wie die geschilderten Gebräuche und Aberglauben auf das alte Fest der Winter-Sonnenwende hindeuten, zeigen die Feste in den folgenden Monaten bis Ostern, dann dieser hohe Festtag selbst und endlich einige Festtage nach Ostern deutliche Spuren der Feier der Tag- und Nachtgleiche im Frühling. So mag z. B. hier erwähnt werden, daß am Feste Christi Darstellung (14. Februar) nach dem Volksglauben Sommer und Winter einander begegnen. Ist dieser Festtag mild, so kommt der Bär aus seiner Höhle

hervor, aber nur zu dem Zwecke, um dieselbe besser zu verwahren, denn der Winter wird noch lange anhalten. Ist es aber kalt und brausen die Schneestürme, dann bleibt der Bär in der Höhle; es tritt aber um so früher die milde Jahreszeit ein. In die zweite Hälfte des März fallen die Tage der Baba Feudocha (Eudoxia), über welche die Huzulen ebenso wie die Rusnaken und Rumänen viel zu erzählen wissen; sie ist aber offenbar eine Personification des Winters: wie dieser nun völlig erstirbt, so erfriert oder versteinert die „Alte“ Feudocha. Der Feier des Sieges des Frühlings über den bösen Winter war aber das Osterfest in seiner ursprünglichen Bedeutung geweiht. Wie nach Weihnachten der „Alte“ verbrannt wurde und im März die „Alte“ zu Grunde geht, so wird nun auch am Gründonnerstag der „Alte“ verbrannt. Die Huzulen nennen diese Sitte geradezu den Judas (das heißt den Teufel) verbrennen, woraus klar hervorgeht, daß es sich um die Vernichtung des winterlichen Gottes handelt. Am Gründonnerstag baden sich morgens die Mädchen im fließenden Wasser, um schön zu werden und gesund zu bleiben. In derselben Absicht geschieht das Begießen der Burschen und Mädchen am Ostermontag und -dienstag: dem von seinen winterlichen Fesseln befreiten Wasser wohnt offenbar ganz besondere Kraft inne. Wie zur Weihnachtszeit, so beobachtet man auch zu Ostern allerlei Orakel. Am ersten Ostertag strebt jeder möglichst rasch am Glockenstrang zu ziehen; denn man ist der Ansicht, daß jedem, dem dies gelingt, im nächsten Jahre die Hände von der Arbeit nicht schmerzen werden, und daß ihn das Glück so überhäufen werde, wie die Klänge aus der Glocke quillen. Deshalb hört man auch die Glocken während der Ostertage fast ununterbrochen, und so sehr erscheint dies Geläute von der Osterfeier untrennbar, daß das Volk dasselbe auch an der Stätte abgetragener Kirchen zu vernehmen glaubt. So erzählen die Huzulen, daß am Ostersonntag auch die Glocken jener Klosterkirche läuten, welche einst an der Grenze der Gemeinden Ploska und Serdzie an der Stelle stand, wo der Löstumbach in die Putilsjuka fällt. Die Mönche hatten ein unsittliches Leben geführt, daher war das Kloster aufgehoben und die Kirche abgetragen worden. Eine von den Glocken desselben wurde an der Klosterstätte verscharrt und diese läutet auch jetzt noch am Ostersonntag. Fünfundzwanzig Tage nach Ostern, also stets auf den Mittwoch der vierten Woche nach Ostern, fällt das merkwürdige Fest „Rachmanenostern“, das übrigens auch von den Rusnaken und Rumänen gefeiert wird. Die Huzulen erzählen, daß diese Rachmanen Zwerge seien, die am fernen Meeresgestade wohnen und so klein sind, daß zwölf derselben in einem Backofen dreschen können. Dieselben seien überaus rechtschaffen und ein Muster für die Menschen; aber sie wußten nicht, zu welcher Zeit das Osterfest gefeiert werden solle. Da hatten die Menschen beschlossen, ihnen Nachricht hievon zu geben. Man warf daher die Schalen der zu Ostern verzehrten Eier in die Bäche und Flüsse, damit diese den Zwergen die Botschaft brächten. Als nun die Schalen dahingelangten, feierten die

Rachmanen Ostern. Das geschieht nun alle Jahre und mit den Rachmanen feiern auch die Menschen diesen Tag.

Als erster Frühlingstag gilt bei den Huzulen das St. Georgsfest (5. Mai). Am Vorabende zündet man am Hofe wieder große Feuer an. Vor Allem muß man aber an diesem Abende Anstalten treffen, welche die Hexen vom Gehöft und Vieh fernhalten; denn in der Nacht vor St. Georg werden die bösen Mächte den Rühen besonders gefährlich. Man pflegt daher auf die Pflöcke beim Hofthore und den Stallthüren Rasenstücke zu stellen, in welche die am Palmsonntag geweihten Zweige oder auch Zweige von der Silberpappel gesteckt werden. Auch werden auf die Thore Kreuzzeichen mit Theer gemalt. Die Rühle bestreut man aber mit Lehm und beräuchert sie mit Weihrauch oder Schlangenhaut. Am Vorabende des Georgsfestes finden auch die großen Zusammenkünfte der Hexen statt. Sie fahren zu denselben durch den Ofenschlauch auf dem Ofenschürholz oder einem Besen. Auf dieser Reise erscheinen sie als Funken und Sternchen. Stimmen die Hexen einen Gesang an, so ist's, als ob der Sturmwind durch die Lüfte und die Wälder erbrausen würde, und die Erde erzittert.

Um die Zeit der Sommer Sonnenwende, da die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf die Erde herabfallen und die Feuer des Himmels am häufigsten und heftigsten zur Erde herniederzucken, fallen die zahlreichen Festtage des Feuers und des Blitzes. Dieselben werden zumeist im Juli und August gefeiert; kein Huzule wird an diesen Tagen arbeiten, denn er huldigt der Überzeugung, daß sonst sein Gehöfte vom Feuer verzehrt oder vom Blitze getroffen würde. Vor allem ist der Tag des heiligen Elias (1. August) dem Donner heilig. Elias ist nämlich der Donnergott, der mit dem Teufel sich im Kampfe befindet und diesen mit dem Blitze zu tödten sucht. Wo der Blitz einschlägt, hat Elias denselben nach dem Teufel geschleudert.

Von den Herbstfesten ist besonders der Andreastag zu erwähnen, an dem auch die huzulischen Schönen ihr Liebesglück der Zukunft durch mannigfaltige Mittel abzulauschen suchen.

Die Lippowaner.

Noch bevor die Bukowina unserem mächtigen Kaiserstaate einverleibt wurde, wanderte ein Theil der von der russischen orthodoxen Kirche Abgefallenen, welche von den Russen mit dem Namen „Raskolniki“, das ist Abtrünnige oder Schismatiker belegt wurden, aus der Moldau und Bessarabien nach der Bukowina aus. Diese Einwanderer nennen sich selbst „Lippowaner“. Der Name stammt angeblich von Philipp her, weshalb sie auch von den Nachbarn Philippowaner oder kürzer Lippowaner benannt wurden.